

I. Homo habitans - Zur Bedeutung des Wohnens

Es ist kein Zufall, daß die berühmte Formulierung „My house is my castle“ seit Jahrhunderten als klassisches Zitat zum allgemeinen Sprachschatz nicht nur im angelsächsischen Raum gehört. Vermutlich ohne es zu wollen, hat sein Urheber, der englische Rechtsgelehrte Edward Coke (1552-1634), damit nämlich weit über den juristischen Rahmen hinaus (fast) alles über die offenbar zeitlose „Natur des Heims“ gesagt. Die beschrieb sein Landsmann, der Schriftsteller und Sozialphilosoph John Ruskin (1819 - 1900), mehr als zweihundert Jahre später, und es ist in der Tat verblüffend, wie uneingeschränkt diese Grundaussagen heute noch zutreffen, wenn man sie nur etwas von ihrem sprachlichen Pathos entkleidet: „Es ist der Ort des Friedens; die Zuflucht, nicht nur vor aller Verletzung, sondern vor allem Schrecken, allem Zweifel und aller Spaltung.“ Solange die Sorgen des täglichen Lebens Eingang über die Schwelle der Behausung fänden und es „der widersinnigen, unbekanntenen, ungeliebten oder feindseligen Gesellschaft“ gestattet werde, in dieses Refugium einzudringen, sei es immer noch Teil der äußeren Welt, das man lediglich überdacht und in dem man ein Feuer angezündet habe. Erst wenn dieser vordergründige Wetterschutz ein „geheiliger Ort“ werde, ein „Tempel über dem Herdfeuer, das von Hausgöttern bewacht wird“, verdiene er den Namen Heim und „darf als solches gerühmt werden“. Wenn auch die Hausgötter inzwischen eine eher untergeordnete Rolle spielen, so hat der sprichwörtliche „Haussegen“ seine Bedeutung in keiner Weise verloren. Er sollte möglichst nicht schief hängen, denn zum Ideal häuslichen Glücks gehören unbedingt der Familienfrieden oder, um zwei andere Formen des Zusammenlebens einzubeziehen, das gute Klima in der Wohngemeinschaft oder die neudeutsche intakte Interaktion zwischen den Lebensabschnittspartnern.

Auch sprachgeschichtlich läßt sich belegen, was man rein gefühlsmäßig ganz automatisch als Einheit erleben möchte: Wohnen heißt sich wohlfühlen. Selbst wenn dies in der Praxis sicherlich nicht zwangsläufig so sein muß, bleibt diese Gleichsetzung doch das angestrebte Ziel. Im täglichen Sprachgebrauch kommt diese Wunschvorstellung darin zum Ausdruck, daß man in einem auch nur ansatzweise akzeptablen Heim „wohnt“, sowohl nach eigener Auffassung wie nach derjenigen der Nachbarn. Eine Wohnung dagegen, in der jemand „haust“, ist gemäß allgemeinem Verständnis eher ein Fall für eine umfassende Grundsanierung nach vorangegangener Räumungsklage gegen die bisherigen Mieter. Das „Hausen“ allein, nämlich im ursprünglichen Sinn des mittelhochdeutschen Wortes „husen“, unter einem schützenden Dach zu leben, gilt längst nicht mehr als ausreichend. Ein bißchen Heimeligkeit, in welcher Ausprägung auch immer, muß es schon sein.

„Quer durch alle Schichten ziehen sich die Bilder eines romantischen Arkadiens zwischen vier Wänden, am liebsten inmitten rasenmähergepflegter Natur“, stellt dazu der Kunstpädagoge Gert Selle, der sich in zahlreichen Veröffentlichungen mit dem Wohnen als „zentralem Kulturereignis“ befaßt hat, ironisch fest. Ungeachtet aller vordergründigen modischen Strömungen handele es sich dabei um eine zutiefst konservative Angelegenheit: „Gewohnheit kommt von Wohnen, Wohnen von Gewohntem.“

Welche diesbezüglichen Vorstellungen jeder Mensch in sich trägt, wird von einer ganzen Fülle unterschiedlicher Faktoren beeinflusst. Ob kretischer Kleinbauer oder pfälzischer Großwinzer, friesischer Fischer oder bayerischer Landarzt, katholische Hebamme oder gescheiterter Künstler, erfolgreiche Anlageberaterin oder arbeitsloser Historiker, mittelalterlicher Tagelöhner oder neuzeitlicher Computerspezialist – Land, Region, Zeit(geist), Ausbildung, Religion, Alter, Geschlecht, Status und natürlich ebenso das individuelle Großwerden prägen die Überzeugung, wie „man wohnt“ bzw. wohnen will.

Doch unabhängig von diesen Unterschieden – die bei vordergründiger Betrachtung ganz erheblich erscheinen – erfüllt das Wohnen letztlich seit Jahrtausenden unverändert eine Reihe von Funktionen, die lediglich in ihrer Gewichtung und Ausformung variieren: Da geht es einmal um das von Ruskin beschriebene elementare Grundbedürfnis nach Sicherheit, Schutz und Geborgenheit. Dann dient das eigene Heim der Selbstverwirklichung und der mehr oder weniger gezielten Selbstdarstellung. Und schließlich ist eine Wohnung auch Ort der Kontaktpflege und Kommunikation.

Vorrangig heißt Wohnen aber immer noch „Abschließung von der Welt in der Welt, mit einem Fenster zu ihr hinaus“ – wobei diese Schwachstelle im Schutzwall jedoch schon wieder mit mindestens einer Gardine gesichert wird, selbst wenn die Lage im obersten Geschoß eines zwanzigstöckigen Hochhauses eigentlich jeden Einblick von außen unmöglich macht. Doch ein ordentliches deutsches Heim verlangt nun einmal „den mehrfachen Ring der Abweisung und Einschließung“ durch Gardinen, Hecke und Zaun.

Auch hierin zeigt sich sehr deutlich, wie schwer es offenbar fällt, eine grundlegende kultur- und sozialgeschichtliche Prägung zu durchbrechen. Letztlich drückt diese Gardinenmentalität aber nur in etwas überzogener Weise die psychologische Seite jener entscheidenden ursprünglichen Aufgabe der „eigenen vier Wände“ aus: Die Wohnung ist nicht nur eine vor klimatischen Unbilden und anderen körperlichen Bedrohungen „schützende Kiste“, sondern ebenso ein Zufluchtsort vor allen wie immer gearteten Anwürfen der Umwelt. Und diese – auch in übertragenem Sinne – Höhlenfunktion, das Streben des Menschen nach Sicherheit, Schutz und Geborgenheit sowie

Schaffung einer Privatsphäre, besteht nicht erst heutzutage angesichts des beständig zunehmenden Leistungs- und Anpassungsdrucks und der Hektik unserer modernen Industriegesellschaft. Sie ist vielmehr ganz offensichtlich im Menschen angelegt und allenfalls noch durch gesellschaftliche Konventionen verstärkt worden: Für Kinder gibt es nichts Verlockenderes, als sich eine Höhle zu bauen, in die gerade die Eltern – wohl als Personifizierung der gelegentlich auch rätselhaften bis bedrohlichen Umwelt sowie als der sie „fremdbestimmenden“ Autorität („Wasch dir die Hände!“) – nicht hineindürfen. Diese wiederum, die vielleicht über solche kindliche Bunkermentalität milde lächeln, werden sich beispielsweise im Restaurant unbewußt stets in die Nähe der Wand setzen, um aus dieser vermeintlich „sicheren“ Perspektive heraus das Geschehen zu beobachten. Der Ecktisch auf der erhöhten Empore gar – sozusagen der Feldherrenhügel bei der Schlacht ums Buffet – gilt als Inbegriff des „Heute haben wir aber wirklich den besten Platz erwischt“. Entsprechend steht das Bett zu Hause ebenfalls an einer Wand, gewissermaßen „in“ der auf dieses Relikt reduzierten ehemals schützenden Höhle.

Eng verwoben mit dem Schutzbedürfnis ist der Wunsch nach Beständigkeit und Vertrautheit, der durch den persönlich gestalteten Mikrokosmos Wohnung erfüllt werden soll. Wer einmal an sich selbst beobachtet hat, wie schnell ein Gefühl der Gereiztheit aufkommt, wenn man zum Einkauf in einem fremden Supermarkt gezwungen ist und hilflos durch die Gänge irrt, weil nichts an seinem „richtigen“ Platz steht, weiß um die Wichtigkeit einer gewohnten (!) Umgebung. Hier findet sich alles (jedenfalls mehr oder weniger) dort, wo es hingehört, der Lieblingssessel hat sich mit seinen Kühlen längst der individuellen Anatomie angepaßt, und der defekte Lichtschalter, der schon seit Jahren nicht mehr richtig funktioniert, würde nach einem Austausch – der ja aber niemals erfolgen wird – irgendwie vermißt werden. Eine überschaubare kleine Welt ist also eine wesentliche Voraussetzung für die psychische und damit indirekt auch physische Stabilität des Menschen und wird in der heutigen immer mobileren Gesellschaft zunehmend wichtiger. Ihren augenfälligsten Ausdruck findet sie denn auch in der explosionsartig wachsenden Beliebtheit des Wohnmobils. Denn ein solches Gefährt verbindet eben beides. Es schaffe die Möglichkeit, so Gert Selle mit soziologisch-lyrischer Eindringlichkeit, „mitten im Gewühl der Stadt, auf freier Strecke oder im Stau ... das sinnliche Wohlbefinden des Zuhause-seins im Irgendwo des Unterwegs“ zu genießen. Während diese Funktionen des Wohnens den Menschen in einer eher passiven Rolle sehen, stellt sich das Heim als Ort der relativ ungehemmten Selbstverwirklichung unseren aktiven Bestrebungen zur Verfügung. Hier besitzen wir, jedenfalls innerhalb des Rahmens von Bauverordnungen und Mietverträgen, die uneingeschränkte Verfügungsgewalt. Im Berufsleben vielleicht nur ein kleines Rädchen, können wir wenigstens den eigenen vier Wänden den Stempel unserer Persönlichkeit

aufdrücken. Ob sie nun in Gelsenkirchener Barock erstrahlen oder den unterkühlten Museums-Charme hypergestylten Wohnambientes versprühen, ob unser Selbst im Skandinavien-Design seine jugendliche Lockerheit unter Beweis stellt oder sich mit der Eichenschrankwand das Pendant zur konservativen Mittelklasselimosine ins Wohnzimmer stellt – hier wohn' ich, und so bin ich. Oder glaube es zu sein. Denn spätestens wenn der in hunderttausendfacher Auflage der Tageszeitung beigelegte Möbelprospekt noch „Ihren ganz persönlichen Wohnstil“ verspricht, sollte eigentlich auch der letzte Individualist die Illusion aufgeben, er werde nicht von den Leitbildern beeinflusst, die die Werbung tagtäglich vermittelt.

Nur ein kleiner Schritt ist es in jedem Fall von der Selbstverwirklichung zur Selbstdarstellung. Neben der Größe und Motorstärke des Autos ist die Wohnung bzw. das Haus das zweifellos geeignetste Objekt, um zu beweisen, daß man es zu etwas gebracht hat. Darüber hinaus kann man sich mit der Einrichtung zusätzlich ganz gezielt als Kunstliebhaber, Bücherrar oder Musikfreak outen und so das gewünschte Gesamtbild vervollkommen. Die ehemalige Wohnhöhle hat damit im Laufe der Zeit ihre ausschließliche lebensnotwendige Urfunktion weit hinter sich gelassen und ist auch zu einem „Hauptgegenstand des sogenannten ‚Geltungskonsums‘“ geworden. Wobei sich diese Entwicklung schon vollzogen hatte, als der Konsum-Begriff mit seinem negativen Beigeschmack noch gar nicht im allgemeinen Bewußtsein existierte: Was sich heute mehr oder auch weniger geschmackssicher als Nachweis finanzieller Leistungsfähigkeit in Designerküchen oder hintergrundbeleuchteten Vitrinen mit Römergläsern manifestiert, war früher die bürgerliche „gute Stube“, in Norddeutschland als sogenannte „kalte Pracht“ bekannt. Sie erblühte nur bei besonderen Anlässen oder „wichtigem Besuch“ mit dem ganzen Charme ihrer Schonbezüge, wurde in der übrigen Zeit jedoch nicht betreten und deshalb eben auch nicht beheizt. Das normale Wohnzimmer dagegen bot zwar Wärme, war aber recht bescheiden eingerichtet, was jedoch nicht als Manko galt. Schließlich zeigte man ja an anderer Stelle, wie weit man es gebracht hatte. Doch die Zeiten wurden schlechter, das Dienstpersonal teurer und die Mieten höher. Irgendwann war auch beim betuchten Bürgertum der Punkt erreicht, wo es sich den Luxus eines ausschließlichen Schau(er)gemachs ohne sonstige Nutzung nicht mehr leisten konnte oder wollte. Die verbliebene „Wohnstube“ mußte nun die Repräsentationspflichten mit übernehmen, und so wurde jetzt hier in Möbel, Bilder, Teppiche und Tapeten auch unter dem Gesichtspunkt der Außenwirkung investiert. Mit zunehmendem Wohlstand und dem Durchbruch der Konsumgesellschaft standen für diesen Zweck immer mehr Möglichkeiten offen. Heute können sich Repräsentationswillige, das nötige Kapital vorausgesetzt, ganze „Wohnlandschaften“ gestalten lassen – die nicht nur den gewünschten Eindruck erzielen, sondern deren Sitzgelegenheiten in bezug auf ihre Bequemlichkeit den

Vergleich mit den steifen Möbeln der früheren guten Stube nicht zu scheuen brauchen. Um Kurt Tucholsky zu zitieren: „Es gibt moderne Möbel, von denen ein witziger Frankfurttammainer gesagt hat, sie seien für die Wohnung nur konstruiert, damit man sich beim Zahnarzt wie zu Hause fühlt ...“

Eine Wohnung dient aber nicht nur den sehr ich-bezogenen Zwecken der Abschottung und der Selbstdarstellung, sondern hat auch ihre dritte Aufgabe als Forum für das Zwischenmenschliche zu erfüllen. Zu Hause findet das Familienleben statt, wird mit Freunden und Bekannten gefeiert, werden Verwandte erduldet, wird gemeinsam gelacht, gegessen, getrunken und geredet. Während jedoch die Besucher irgendwann wieder gehen, sind die ständigen Bewohner darauf angewiesen, auf Dauer miteinander auszukommen. Weil aber selbst der kontaktfreudigste und harmoniesüchtigste Mensch gelegentlich das Bedürfnis nach Ruhe verspürt oder die Contenance verliert, sollte es Ausweichmöglichkeiten geben. Im Idealfall ist das für jede(n) ein eigenes individuelles Zimmer, um dorthin zum Beispiel nach einem Streit je nach Temperament (und/oder Stadium der Pubertät) türknallend („Oh wie ich euch hasse!“) oder mit einem sanften „Einen schönen Abend noch, Schatz“, verschwinden zu können.

So ist die Wohnung mit all ihren Funktionen die Basis für das Leben als eine sehr vielschichtige und schrecklich komplizierte Daseinsform, die sich eben nicht auf das bloße „Dasein“ reduzieren läßt. Ohne in philosophische Höhen oder Tiefen steigen zu müssen, läßt sich dies mit einem kurzen Blick in ein englisch-deutsches Wörterbuch veranschaulichen: Das Verb „to live“ deckt sowohl die Bedeutung „wohnen“ als auch „leben“ ab. Damit ist der Mensch als Lebewesen genauso ein Wohnwesen – eben ein „homo habitans“.